

weisung und der abwesende Gott“ (Not und Zuversicht der Katechese im Kraftfeld des Unglaubens. Herder 1965. 176 S.). Es kann hier nicht das Ausmaß und das Wesen dieses ratlosen Unglaubens der Gläubigen geschildert werden, den weit vorausschauend Karl Rahner SJ auf dem Katholikentag in Hannover vor den anwesenden Priestern erörtert hat (vgl. Herder-Korrespondenz 17. Jhg., S. 23 f.). Aber es muß einiges bedacht werden, was für eine Heilung der schweren Krankheit förderlich oder gar dringend ist.

Zum „Geist der Armut“, der die Glaubensarmut der Gläubigen wie der Nichtglaubenden heilt, gehört wohl auch eine gewisse Enthaltung von theologischen wie liturgischen „Reichtümern“. Sie helfen zwar den Gebildeten und den „Berufschristen“, Klerus wie Ordensleuten, sie beseitigen für sie manche Trockenheit ihres geistlichen Lebens, aber den Menschen der wissenschaftlich-technischen Gesellschaft sagen sie nichts, auch nicht die üppige biblische Bildersprache zur Beschreibung der Kirche in der Konstitution *Lumen Gentium*, so fortgeschritten sie gegenüber der früheren hierarchisch-christologischen Einführung sein mag. Ein sinnfälliges Beispiel: das Sanctus der heiligen Messe rühmt Gott als den „Herrn der Heerscharen“: „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit.“ Daß es selbst heute so empfunden werden kann, bezeugte unlängst Geminiastronaut Cooper, als er einem lutherischen Pfarrer erklärte, man erfahre 300 km über dem Erdball, wie nichtig unsere Streitigkeiten auf Erden seien und wie unendlich groß Gott ist. Die normale Erfahrung des Menschen zeugt jedoch gegen das Sanctus, denn für ihn sind Himmel und Erde voll der Herrlichkeit des Menschen, und die jüdische Terminologie vom alten Kriegsgott Jahwe kann er schon gar nicht hören. Ihm gilt der Augenschein als wahr, obwohl er nicht alles sagt und aufzeigt. Die einfache, direkte biblische Lobrede auf Gott den Herrn läßt den Unglauben der Gläubigen unberührt. Gott ist zu verborgen, er wirkt tatsächlich abwesend, vom Menschen ausgeklammert. „Gott ist tot!“, so diskutiert das christliche Amerika heute bis zum Überdruß in allen Zeitschriften eine Beobachtung des evangelischen Martyrerpfarrers Dietrich Bonhoeffer; und es war uns kaum verständlich, daß in diese Diskussion hinein ein presbyterianischer Pfarrer aus Detroit angesichts des Besuches von Papst Paul VI. in New York gegen den Jargon vom toten Gott protestierte und rundweg erklärte: „Wir haben jetzt ein gewisses Zeichen, daß Gott nicht tot ist“ (vgl. Herder-Korrespondenz 19. Jhg., S. 690).

Trotz dieser mehr eigentümlichen als bezeichnenden Entdeckung bleibt es die dringende Sorge, besonders in der Fasten- und Osterzeit, an die notvolle Armut des Unglaubens der Gläubigen zu denken. Sollten wir nicht ganz ernst darum bemüht sein, eine so schlichte und einfache, eine so übernatürlich klare wie weltgemäße Sprache zu reden, daß die Ratlosen wie einst in den Gleichnissen Jesu den verborgenen Gott wieder finden können? Die von der Theologie nicht zu lösende Aufgabe, das Erkennen der „Zeichen der Zeit“, der eschatologischen Zeichen wohl gemerkt, zu fördern, sollte um so mehr von jenen geübt werden, deren Charismata anzuerkennen sowohl das Dekret über den Dienst und das Leben der Priester (II, 9) wie die Konstitution über „Die Kirche in der modernen Welt“ (IV, 43) allen Hirten nahelegt, damit dem technischen Götzendienst wirksam begegnet werde (Dekret über das Laienapostolat II, 7). Nicht

glaubensarme Christen, die im materiellen Reichtum mit seinem Unbehagen versinken, werden den unzähligen Armen der Welt wirksam helfen und das messianische Zeichen der Kirche wirken, sondern nur die Glaubensstarken, die sehr wohl aus der Glaubensarmut hervorgehen können. Der Geist der evangelischen Armut, der in der Kirche hochgeschätzt werden möge, entspringt dem Reichtum der Gnade, die erwählt, was vor der Welt schwach ist.

Daß die Armut in weiten Gebieten Asiens durch die gemeinsamen Anstrengungen der christlichen Nationen überwunden werde. Missionsgebetsmeinung für März 1966

Asien, das im Jahre 1962 1 Milliarde 743 Millionen Bewohner = 56,15% der Erdbevölkerung zählte und im Jahre 2000 nach globalen Vorausberechnungen der UN von 3 Milliarden 870 Millionen Menschen = 61,2% der Erdbevölkerung bewohnt sein dürfte, ist und bleibt trotz allen Bemühungen seiner Völker und der Entwicklungshilfe leistenden wohlhabenderen Nationen der Welt der Erdteil, in dem sich die ausgebreitetsten sog. Hungergebiete befinden. Es ist hier nicht nur an bald hier, bald da auftretende eigentliche Hungerkatastrophen zu denken, sondern auch an die permanente quantitative und qualitative Unterernährung von ungezählten Millionen. Und wenn der Generaldirektor der FAO, Dr. B. R. Sen, bei Gelegenheit der Feier des zwanzigjährigen Bestehens dieser Weltorganisation, die sich die Bekämpfung von Hunger und Unterernährung zum Ziele setzt, Ende November vorigen Jahres erklärte: „Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung hat nicht genug zu essen oder ißt schlecht; die Kluft zwischen reichen und armen Völkern vergrößert sich, und die Zukunft ist schwer und bedrohlich“, so kann mit Sicherheit gesagt werden, daß in Asien mindestens 70% jener Menschen leben, „die vor Elend und Hunger fast zugrunde gehen und nicht in den Genuß der wesentlichen Menschenrechte kommen“ (Enz. *Mater et Magistra*).

Hungernder Erdteil

Dies alles ist statistisch belegt worden, und es wird von den Ernährungswissenschaftlern der FAO jeweils im Abstand von mehreren Jahren vor der Weltöffentlichkeit ausgebreitet. Aber es ist das Schicksal von Statistiken dieser Art, daß man ohne persönliche Ergriffenheit zur Kenntnis nimmt, wie groß der Mangel an Kalorien, Proteinen usw. pro Kopf der Bevölkerung in den Ernährungs-Notstandsgebieten der Erde (hier Asiens) ist, wenn man nicht selbst vom Hunger gequält wird. In diesem Sinne gilt das Wort, das der Professor für systematische Theologie an der Universität Hamburg, Helmut Thielicke, in Kiel bei der Eröffnung der protestantischen Aktion „Brot für die Welt“ des Jahres 1965/66 sprach: „Statistik erzeugt immer nur Untertemperatur.“ Anders ist es bei jenen Männern und Frauen aus den Wohlstandsländern der Erde, die, mit einem entwickelten menschlichen Solidaritätsempfinden oder gar mit einem christlichen Gewissen ausgestattet, Gelegenheit nahmen, an Ort und Stelle von dem unbeschreiblichen Elend der Notgebiete Asiens Kenntnis zu nehmen. Wir haben das Echo solcher Begegnung während des Eucharistischen Weltkongresses in Bombay vernommen, aber es ist schon wieder verblet, jedenfalls in den breiten Schichten der Wohlfahrtsgesellschaft, der die Bilder indischer Armut durch Presse, Rund-

funk und Fernsehen damals gleichsam auf den wohlbesetzten Tisch serviert wurden.

Akutes Hungerelend gibt es zur Zeit wieder in mehreren Ländern Asiens. In China, dessen kommunistische Regierung einen Schleier über die Vorgänge im eigenen Land ausbreitet, scheint infolge besserer Ernten eine Entspannung der Notlage vergangener Jahre eingetreten zu sein. Die augenblicklichen Getreideimporte dürften mehr der Vorsorge für einen großen Krieg im Fernen Osten dienen. Das mit Flüchtlingen überflutete industriearme Südkorea weist immer noch viel Arbeitslosigkeit und Massenelend auf. Indonesien, ein an natürlichen Hilfsquellen reiches Land, ist durch das wirtschaftliche Unvermögen Sukarnos weniger als je in der Lage, mit dem chronischen Elend im dichtbevölkerten Java fertig zu werden. Auf Ceylon hat die vom Volke abgewählte Regierung von Frau Bandaranaike das Land zu wirtschaftlicher Stagnation gebracht und durch ihre Politik bewirkt, daß zuletzt kaum noch ausländische Hilfe das Land erreichte. Nur kurz sei ferner auf das Elend der arabischen Flüchtlinge in Palästina, auf die Not der jüngst aus Pakistan nach Indien vertriebenen Massen, auf die Entbehrungen der Bevölkerung im unglücklichen Südvietnam hingewiesen. Unmenschliche Lebensbedingungen sind das Schicksal der Armen in so vielen Großstädten Asiens, besonders an der Peripherie dieser Städte.

Indien im Vordergrund

Im Vordergrund der asiatischen Notszenarie steht wieder einmal Indien, das vorläufig außerstande ist, ohne dauernde Getreidezufuhren auch nur die gegenwärtige unzureichende Ernährung von bald 500 Millionen Menschen aufrechtzuerhalten. Nach wie vor kann das Land nur durch eine tägliche amerikanische Getreideeinfuhr von 20000 Tonnen vor dem Zusammenbruch seiner Ernährungswirtschaft bewahrt werden. Es muß wieder zu der nach dem Zweiten Weltkrieg aufgehobenen Rationierung der Lebensmittel, wenigstens in den großen Bevölkerungszentren, zurückkehren. Aus der Großstadt Puna schrieb der Regionalobere der Steyler Missionsgesellschaft, P. E. Zeitler, in einem Weihnachtsrundsreiben an die Freunde der Mission u. a.: „Der lebensspendende Monsunregen blieb in diesem Jahre für weite Gebiete Indiens ganz aus oder war nur sehr spärlich. Jetzt, nach der Regenzeit, wo alles grün sein sollte, kostet z. B. hier bei uns ein Büschel Grünfutter, das man mit zwei Händen (nicht mit zwei Armen!) umspannen kann, eine Deutsche Mark. Der nächste Regen ist in sechs bis acht Monaten zu erwarten, die nächste Ernte in einem Jahr. Das Vieh wird wenig zu fressen haben, und viele Leute müssen noch mehr darben als sonst. West-Indien wird die schlimmste Nahrungsmittelkrise seit 1952 zu überstehen haben, ja die Zeitung von heute meint sogar, die schlimmste dieses Jahrhunderts... Die Regierung hat die Nation aufgerufen, wöchentlich einen freiwilligen Fasttag einzulegen. Millionen würden dies mit Vergnügen tun, wenn sie sich nur an den übrigen sechs Tagen der Woche einmal wirklich satt essen könnten.“ Die drei indischen Fünfjahrespläne zur Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung, von denen der dritte läuft, sind durchaus nicht ohne Ergebnisse geblieben, aber der Erfolg der Bemühungen hinkt hinter den Notwendigkeiten, einer rapide wachsenden Bevölkerung Brot zu verschaffen, her, und er wird gänzlich in Frage gestellt, wenn Indien im Nordwesten und Nordosten in einen großen Krieg verwickelt werden sollte.

Probleme der Entwicklungshilfe

Asien, wie auch die anderen beiden Erdteile (Lateinamerika und Afrika), die von massenhaft auftretender Not befallen sind, können mit den Problemen, die diese Not stellt, allein nicht fertig werden. Um sie an der Wurzel anzugreifen, bedarf es der Entwicklungshilfe: „Es handelt sich darum, die weniger begünstigten Länder in den Stand zu setzen, wirtschaftliche und technische Bedingungen zu schaffen, die es ihnen gestatten, selbst die Ernährung ihrer Völker zu sichern. Nur dadurch kann man hoffen, für das Problem des Hungers und Elends in der Welt eine endgültige Lösung zu finden“ (Paul VI. vor 900 Delegierten der FAO, 28. November 1965). Diese Hilfe wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von den wohlhabenderen Völkern, die sich um den Atlantik gruppieren — sie machen nur 16% der Weltbevölkerung aus, besitzen aber 70% der Güter der Welt —, in weit geringerem Umfang auch von Sowjetrußland, geleistet, und zwar nicht nur aus humanitären, sondern auch aus politischen Erwägungen, oft auch mit politischen Vorbehalten, dazu in einer sehr unterschiedlichen Größenordnung im Vergleich zu der Leistungsfähigkeit der Geber-Nationen. Darüber wölbt sich das Hilfswerk der Organe der Vereinten Nationen. Diese Entwicklungshilfe ist nun in eine gewisse Krise geraten, nachdem ihre relative Unwirksamkeit bald hier, bald dort festgestellt wurde. Die Gründe dafür hat man teilweise auf der Seite der gebenden, teilweise auf jener der empfangenden Nationen zu suchen. Dazu kommen andere Gründe, die außerhalb der Macht beider Teile liegen. Mit Recht ist beklagt worden, daß die staatliche und überstaatliche Entwicklungshilfe ihrer Natur nach zu unpersönlich und zu bürokratisch war, daß es an echter Zusammenarbeit der Geber-Nationen untereinander und mit den nichtstaatlichen „Hilfsorganisationen“ fehlte, daß man zu wenig tiefergehende Studien über die soziale und wirtschaftliche Struktur der Empfangsländer in Hinsicht auf langfristige Erfolge veranstaltete, daß vor allem die geistig-sittliche Beeinflussung der sog. Infrastruktur der Entwicklungsländer vernachlässigt wurde. In den unterstützten Ländern sind die zur Verfügung gestellten Mittel bisweilen versickert, zu anderen Zwecken verwendet oder zur persönlichen Bereicherung der Personen benutzt worden, die am Hebel der Macht saßen. Schließlich kann die gigantische Aufgabe der Hungerbekämpfung nur in einer Welt Erfolg haben, in der die Nationen friedlich zusammenleben. Kalter Krieg unter den Großmächten und Streitigkeiten unter den Entwicklungsländern, blutige Machtkämpfe in gewissen neuen Staaten und in der ganzen Welt anschwellende Militärbudgets entziehen einer wirksamen Hungerbekämpfung einfach den Boden. Solange die oft auf den Export ihrer Rohstoffe angewiesenen Entwicklungsländer nicht durch weltweite Vereinbarungen der großen Industriestaaten vor dem Auf und Ab der Preise für Rohstoffe geschützt sind, kann endlich auch ihre Wirtschaft nicht auf sicheren Grundlagen aufgebaut werden.

Die Bevölkerungsexplosion

Das größte Problem ist aber die sog. Bevölkerungsexplosion, die in Asien besonders bemerkbar ist. In Indien z. B. vermehrte sich die Bevölkerung von 1921 bis 1956 um 232 Millionen auf 480 Millionen. Nach den Statistiken der FAO hat sich die Weltbevölkerung in den letzten 5 Jahren um 11,5% vermehrt, die Erzeugung von Nahrungsmitteln aber nur um 6,5%. Schon das kom-

mende Jahrzehnt könnte, so meint die FAO, für Millionen die Gefahr des Hungertodes bringen, wenn es nicht gelingt, die Nahrungserzeugung ganz erheblich zu steigern. In den folgenden 35 Jahren müßte nach ihren Berechnungen die Nahrungsmittel-Produktion um das Vierfache gesteigert werden, um die ganze Welt vor schweren Katastrophen (weltweiten Hunger-Kriegen usw.) zu bewahren.

Viele halten das Rennen zwischen Bevölkerungsvermehrung und Nahrungsmittelproduktion für aussichtslos und empfehlen deshalb eine massive Geburtenkontrolle. Wir wissen alle, daß gerade in Asien (Indien, Japan usw.) viele Regierungen diese Anregungen schon seit längerer Zeit praktisch zu verwirklichen versuchen. Es ist nicht zu erwarten, daß die katholische Kirche Methoden der Geburtenkontrolle billigen wird, die nach ihrer Auffassung dem natürlichen Sittengesetz widerstreiten. In seiner Weihnachtansprache 1963 erklärte Papst Paul VI., es sei eine kulturwidrige Hilfe, „anstatt das Brot auf dem Tisch der hungernden Menschheit zu vermehren, wie es heute durch moderne Methoden möglich ist, durch unsittliches Vorgehen die Zahl der Tischgenossen zu verringern!“ Er warnte in seiner Ansprache vor den Delegierten der FAO am 28. November 1965 gegen „einen fatalistischen Determinismus in der ökonomischen Entwicklung der Welt“. Man müsse an den möglichen Erfolg einer starken und koordinierten Aktion glauben, um diese Entwicklung sich gefügig zu machen und sie zu leiten. Es gebe genug Möglichkeiten der Produktion, der Verteilung und der rationellen Nutzbarmachung der gewaltigen Hilfsquellen, die der Schöpfer dem menschlichen Genius zur Verfügung gestellt habe.

Die Aufgabe der christlichen Völker

Es ist Aufgabe der Christen in der Welt, das Gewissen der Nationen, in denen sie die öffentlichen Angelegenheiten beeinflussen können, zu schärfen, damit diese auf breiter Basis im Kampf gegen Hunger leisten, was die Kirchen allein nie leisten können, auch wenn sie sehr beachtliche Verwirklichungen in ihrer Entwicklungshilfe aufweisen, die bisher — Gott sei Dank — von vielen Fehlern und Irrwegen der öffentlichen Entwicklungsarbeit sich fernhalten konnten. Manche Staaten haben in den letzten Jahren den Wert gerade der kirchlichen Arbeit auf diesem Gebiete erkannt, die über reiche Erfahrungen und sachkundige örtliche Kräfte verfügt und Modelle schaffen kann, die, wenn nachgeahmt, durchaus Einfluß auf die Strukturen der Entwicklungsländer auszuüben imstande sind. Deshalb haben jene Staaten begonnen, direkt diese Tätigkeit zu unterstützen, ohne dabei irgendwie politische Ziele im Auge zu haben. Die Verpflichtung, in dem „Drama von Leben und Tod“, das sich heute nach einem Wort Pauls VI. im Kampf gegen den Hunger abspielt, an der Spitze zu stehen, liegt besonders den wohlhabenden Nationen der westlichen Welt ob, die alle der Tradition nach, wenn auch nicht immer in der Praxis, christlich sind. Wie immer man den Einfluß des Christentums in diesen westlichen Staaten beurteilen mag: sicher ist, daß dort noch immer ein gewaltiges Potential nicht nur an technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten vorhanden ist, um im Kampf gegen Hunger und Elend eingesetzt zu werden, sondern auch an religiös-sittlichen Kräften, die in der Hungerbekämpfung von stärksten religiösen Motiven geleitet werden. Sind doch die Christen gehalten, „in jedem Hungernden das leidende Antlitz ihres Erlösers zu sehen“ (Paul VI.).

Die Kirche drängt hier auf Zusammenarbeit aller Christen untereinander, aber auch mit allen jenen, die an den Schöpfergott und Vater aller Menschen glauben, der sie alle als Brüder handeln sehen will. Gerade den Gedanken der Brudergemeinschaft aller Menschen haben die Kundgebungen der letzten Päpste, angefangen von der Enzyklika *Mater et Magistra* über die Worte Pauls VI. in Bombay und vor den Vereinten Nationen bis zu den letzten Erklärungen des Papstes vor dem weltanschaulich bunt gewürfelten Auditorium der FAO hervorgehoben. Hier ist die Ebene aufgezeigt, auf der Christen und an Gott glaubende Nichtchristen zum Wohl der hungernden Menschheit aus gleichem Impuls tätig sein können. Damit ist aber auch im asiatischen Erdteil, der nur 3% Christen zählt, das Tor zur Zusammenarbeit der christlichen Kirchen mit den Hunderten von Millionen dort lebender Nichtchristen, die an Gott glauben, weit geöffnet. Es kommt nur darauf an, daß die christliche Hilfsaktion, staatlicher, kirchlicher und privater Natur, die Echtheit und Reinheit ihrer Gesinnung durch selbstlosen Dienst am Menschenbruder unter Beweis stellt, nicht zuletzt, indem sie auch Menschen als Vermittler ihres Dienstes stellt, die solchen Anforderungen genügen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus Süd- und Westeuropa

Bischöfliche Vorsätze für die Nachkonzilszeit Während der letzten Öffentlichen Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils am 7. Dezember 1965 wurde in der Peterskirche an alle Bischöfe ein Dokument verteilt, in dem Konzilsväter ihre Vorsätze für die Nachkonzilszeit zusammenfassen. Das Dokument ist hervorgegangen aus einer Gruppe von Vätern (Franzosen, Belgier, Spanier und Italiener), die sich bereits seit der Ersten Sitzungsperiode für das Thema „Kirche der Armen“ besonders engagiert hatten. Das Dokument, von der Publizistik kurzerhand „Schema 14“ genannt, wurde zunächst in Auszügen in der französischen Tageszeitung „Le Monde“ veröffentlicht und wird in der jüngsten Ausgabe der „Informations catholiques internationales“ (1. 1. 66) im Wortlaut wiedergegeben.

Einleitend stellen die Verfasser fest, sie seien sich in der Zeit des Konzils „über die Mängel unseres Lebens in Armut nach dem Evangelium“ klargeworden. Vereint mit allen Bischöfen und im Vertrauen auf Jesus Christus und das Gebet der Gläubigen, wollten sie im Angesichte der Dreifaltigkeit, „vor der Kirche Christi und vor den Priestern und Gläubigen unserer Diözesen, in der Demut und im Bewußtsein unserer Schwäche, aber auch mit aller Bestimmtheit und Kraft, zu der Gott uns die Gnade geben möge“, sich zu folgendem verpflichten:

1. Zu versuchen nach der üblichen Weise der Bevölkerung zu leben, was Wohnung, Nahrung und Verkehrsmittel betrifft, und alles, was damit zusammenhängt (Matth. 5, 3; 6, 33—34; 8, 20).
2. Auf allen scheinbaren und wirklichen Reichtum zu verzichten, besonders in Kleidung (kostbare Stoffe, auffallende Farben) und Amtssymbolen aus kostbaren Materialien (vgl. Mark. 6, 9; Matth. 10, 9; Apg. 3, 6).
3. Keine Immobilien oder bewegliche Güter als persönliches Eigentum zu halten und keine eigenen Bankkonten zu führen, und wenn solche eingerichtet werden müßten,